

Man sagt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ | M A N S A G T | ★

« Red' wie dr dr Schnabel gwachse isch! » Mag dies für die Form der Rede, die Ausdrucksweise und vielleicht auch etwa den Ton, der bekannterweise « la musique » macht, nicht immer die richtige Regel sein, für eines stimmt sie dafür voll und ganz.

Letzthin kam ich in ein grösseres Restaurant der Stadt Bern, das eng mit dem Namen unserer Gemeinde verbunden ist, und auf dessen Grösse und in vielen Teilen geschmackvolle Ausstattung wir mit Recht stolz sein können.

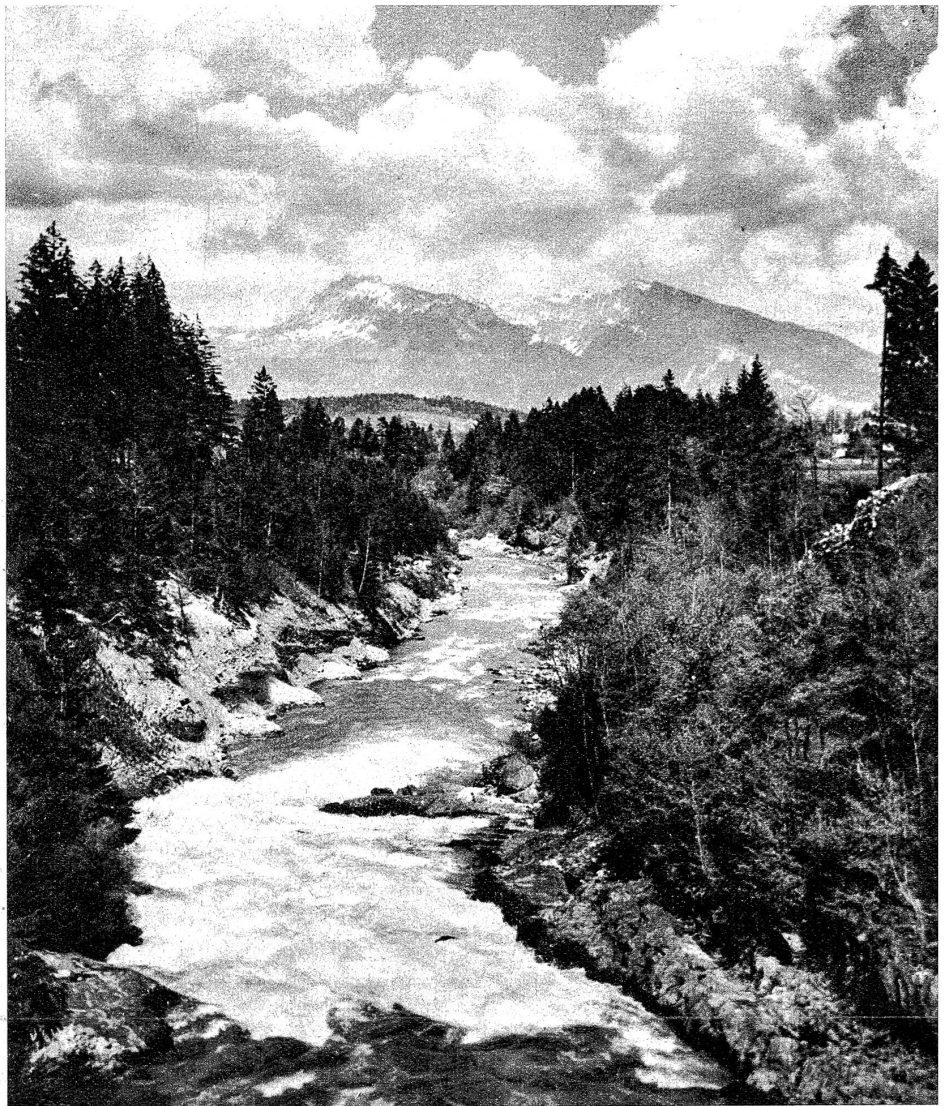
« Was wünschet Sie? » « Äs Gaffee crème? » « Wänd Sie äs Kirsch drzue oder süsch en Liggör? »

Ich sehe mir die hübsche, frische Kellnerin von oben bis unten an, die den Eindruck eines waschechten Bärnermeitschis macht und ebenso waschecht « Gaffee » und « Liggör » sagt und bemerke freundlich:

« Wenn dr jetzt gseit hättet: ‚Was weit-er' und ‚weit er es Kirsch', so gfiel er mer no einisch so guet. Dier sit doch nid öppe z'Züri uf gwachse? »

Auf die Antwort, man habe sie eben angewiesen, die Gäste mit « Sie » anzureden, war leicht zu merken, dass die Kellnerin sofort wusste, worauf ich angespielt hatte. Für mich dachte ich, da sei eben der « man » der Sünder am berndeutschen Dialekt, das heisst, ich dachte nicht « der Sünder », sondern belegte ihn mit einem viel schöneren, auch gut berndeutschen Titel.

Seither habe ich mir die Sache überlegt und herausgefunden, dass ich wohl dem « man » doch Unrecht getan habe; denn auch er hat voraussichtlich unter einer Art Zwang seinen « Siez »-Befehl erteilt. Und wirklich: befragt, erklärt mir mein « man », es gäbe eben Gäste aus fern und sogar auch Gäste aus nah, also aus der Stadt Bern, die es nicht



leiden könnten, wenn man sie mit dem berndeutschen « Ihr » anredete.

Fast scheint es, man suche das Grundübel solchen Sprachzerfalls umsonst; denn wer hilft etwas ausrotten, das mit Existenzsorgen verknüpft ist? Wer will der Kellnerin böse sein, wenn sie von ihrem Brotherrn gezwungen wird die Gäste mit « Sie » statt mit « Ihr » anzureden? Und wer macht diesem Brotherrn Vorwürfe, wenn ihm eine Anzahl dieser Gäste ausbleiben, weil sie statt des ihnen gewohnten oder von ihnen als vornehm empfundenen « Sie » ein scheinbar grobschlächtiges « Ihr » hören mussten?

Ja, wird wohl vom einen oder anderen Leser eingewendet: Ist es denn so wichtig, dass man sich über derartigen Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten ereifert?

Da gibt es nur eine Antwort: Es sind weder Kleinigkeiten noch Nebensächlichkeiten, wenn die einem Volke angestammte Sprache langsam — ich

glaube verlottert, ist der treffende Ausdruck, wenn an Stelle einer bodenständigen, eigenartigen, charakteristischen Mundart eine abgeschliffene, gleichgeschaltete tritt, die sich unerkennbar, langsam und sicher der Schriftsprache zu nähern droht. Da pfeife ich hörbar auf alle Trachtenfeste, auf alle Bemühungen, Altes und Währschafes zu erhalten, wenn daneben das Kostbarste, die Mundart, die alleinige, richtige Muttersprache missachtet wird.

Dass dies nicht geschehe, dafür müssen alle bedacht sein: In Bern verweise man jedem Ladenfräulein, jeder Kellnerin, jedem Boten das « Sie » — deutlich, aber freundlich, denn hinter all diesen Leuten steht der für diese Unsitte verantwortliche « man » und hinter dem « man » recht oft die unangenehme Erfahrung, die der « man » mit dem « Mann und der Frau » — Entschuldigung: mit dem « Herrn und der Dame » gemacht hat. e.